

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Bill Pronzini
Mit Vollgas in die Ewigkeit

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

An jenem Montagabend kam ich zu spät in die Kneipe, weil ich zu viele Überstunden auf die routinemäßige Ermittlung in einem Autodiebstahl verwendet hatte. Nicht daß es viel ausmachte, zu spät zu kommen. Nach drei ereignislosen Wochen hatte sich dieser Aspekt des Lujack-Falles als regelrechte Zeitverschwendung entpuppt. Wenn mir nicht auch alle anderen Spuren, denen ich nachgegangen war, ebenso hoffnungslos erschienen wären, hätte ich den Fall jetzt aufgegeben.

Nachts zu arbeiten hatte außerdem den Vorteil, daß ich nicht zuviel über all die unerfreulichen Dinge nachdenken mußte, die Kerrys – und mein – Leben in den letzten Monaten verdunkelt hatten.

Ich parkte meinen Wagen ganz unten an der Taraval, wo sie in die 48th Avenue einmündete. Es war eine scheußliche Januarnacht, und ein eiskalter Wind fegte ein paar hundert Yards entfernt tiefhängende Nebelschwaden vom Meer herein. Von der Stelle aus, wo ich parkte, konnte man keine fünfzig Fuß über den Great Highway hinaussehen, der hier parallel zur 48th verläuft.

In einigen der niedrigen Reihenhäuser an diesem Teil der Taraval und in den paar verstreuten Geschäften hinten an der 47th brannte Licht, aber die Leute hatten sich alle hinter verschlossenen Türen und zugezogenen Vorhängen weggesperret. Das Leben an diesem westlichen Rand der Stadt ist etwas ganz anderes als in der quirligen City. Vielleicht haben die salzige Luft und der schwere Nebel und der kalte Wind etwas damit zu tun, vielleicht auch einfach das Leben am Rand der Stadt, einer großen Landmasse, des Erdbebengebiets. Daß die Ocean Beach und der Great Highway sozusagen renoviert und neugestaltet worden sind, einfach weil ein neuer Entwässerungskanal gebaut werden und man auch irgendwie mit den Sanddünen zurechtkommen mußte, hat nur wenig dazu beigetragen, diese Fremdartigkeit zu ändern. Und das katastrophale 7,1-Erdbeben im Oktober hat das eher noch verstärkt. Man spürt es einfach, kaum daß man dort ist.

Ich setzte die Mütze auf, die ich immer trug, wenn ich in die Kneipe ging. Oder besser gesagt, die Mütze, die Art Canino, Betriebsrat in einem Installateurbetrieb in South San Francisco, immer trug. Dann knöpfte ich meinen Mantelkragen zu und stieg aus, in den eisigen Wind.

In einer solchen Nacht war es auch hier draußen ruhig. Der Puls-

schlag der Stadt war selbst an klaren Tagen hier nur schwach zu hören, und wenn der Nebel ihn dämpfte, konnte man ihn überhaupt nicht vernehmen. Ich ging schräg über die verlassene Straße zur 47th hinunter.

Der Eingang der Kneipe war bloß eine schmale Ladenfront zwischen einer chemischen Reinigung und einem der Doppelhäuser. Über der Tür verbreitete ein Cocktailglas aus blauem Neon einen schwachen Schein, der weder besonders warm noch besonders einladend wirkte. Die unteren zwei Drittel des Fensters daneben waren mit schwerem blauem Tuch abgedeckt, das von einer waagerechten Stange hing; und durch das obere Drittel konnte man nicht hineinsehen, wenn man nicht zufällig eine Trittleiter zur Hand hatte. Der Name des Lokals war in ausgebleichten blauen Buchstaben auf die Fensterscheibe gepinselt, aber ich konnte ihn erst lesen, als ich bis auf ein paar Fuß herangekommen war: HIDEAWAY.

Ich ging hinein. Viele der Stammgäste waren da, vielleicht ein Dutzend heute, und mit Ausnahme von einem hatten sie sich alle um die paar Tische an der rechten Wand oder in den Nischen hinten verteilt. Der Mann, der allein an der Bar saß, war nicht Nick Pendarves. Die Stammgäste blickten alle zu mir auf, als ich eintrat, aber keiner von ihnen lächelte oder nickte oder grüßte mich. Drei Wochen reichten nicht aus, um mich zu einem von ihnen zu machen; vielleicht würden nicht einmal drei Monate ausreichen. Aber sie kannten mich jetzt und schienen nichts mehr gegen meine Anwesenheit zu haben, und sie waren auch freundlich zu mir, jeder für sich.

Am anderen Ende der Bar, wo ich gewöhnlich saß, stemmte ich mich auf einen der mit brüchigem Leder bezogenen Hocker. Pendarves war nirgends in dem langen schmalen Raum zu sehen. Die Tür zum Männerklo stand offen, was bedeutete, daß er sich auch dort nicht befand.

Der Barkeeper ließ sich Zeit, zu mir zu kommen. Das hatte nichts zu sagen, er ließ sich bei jedem Gast Zeit. Max hieß er. Falls er sonst noch einen Namen besaß, hatte den jedenfalls in meiner Gegenwart noch keiner benutzt. Er war ein pummeliger kleiner Typ Anfang Fünfzig, obenherum ziemlich muskulös, mit einem eiförmigen Kopf, auf dem stachelige, grauschwarze Haarbüschel standen, so daß man unwillkürlich an Schweineborsten denken mußte. Er ließ sich mit niemandem auf ein Gespräch ein und sich auch nicht zu einem Drink einladen. Mit seinen Worten ging er

sparsam, fast geizig um, als hätte er nur eine knappe Zuteilung bekommen und Angst, sie zu verbrauchen.

»Was soll's denn sein?«

»Das Übliche«, sagte ich.

»Bud Light?« Er hatte ein gutes Gedächtnis für das, was die Leute tranken.

»Bud Light.«

Er brachte mir ein Bier und ein frostiges Glas und schob mir dann eine Plastischale hin. Sieh mal an, dachte ich. Offenbar hatte ich jenes mittlere Niveau der Akzeptanz erreicht, das mir Anspruch auf Erdnüsse verschaffte.

»Ist Nick heute schon dagewesen?« fragte ich ihn.

»Nein.«

»Wundert mich eigentlich. Gewöhnlich ist er gegen acht hier.«

Max zuckte die Achseln.

Ich saß da, nippte gelegentlich an meinem Bier und wartete. Eine knappe Stunde würde ich Pendarves widmen – das sollte ausreichen, um meine Tarnung als neuester Bargänger der Umgebung aufrechtzuerhalten. Zehn Minuten verstrichen quälend langsam. Ich war heute nicht in der Stimmung, passiv herumzusitzen. Abgesehen von den Stammgästen gab es hier nichts, was meine Aufmerksamkeit hätte fesseln können. Im Hideaway gab es keine Jukebox, und der kleine Fernseher über der hinteren Bar wurde nur selten eingeschaltet, nur wenn jemand es ausdrücklich verlangte; ein altmodisches Darts-Brett war so ziemlich die einzige Ablenkung, die die Kneipe bot. Also stand ich schließlich auf und begann Pfeile darauf zu werfen, bloß um etwas zu tun zu haben und nicht an Kerry und ihre Mutter denken zu müssen.

In einer Stadt mit Vierteln, wie San Francisco sie hat, gibt es eine ganze Menge Kneipen. Normal und schwul, weiße Kragen und blaue, Refugien für Literaten und Saufröge für Analphabeten; solche, die vor Lokalkolorit triefen und solche, denen man noch künstlich »Atmosphäre« verpaßt hat, für die Touristen, und denen in Wirklichkeit jegliche Atmosphäre fehlte. Aber Kneipen wie das Hideaway gibt es nicht mehr viele; sie gehören einer aussterbenden Spezies an und werden bald so verschwunden sein wie Clubs, in denen man sein Abendessen im Smoking einnahm, oder Tanzhallen, in denen man sich um zehn Cent eine Tanzpartnerin mieten konnte.

Das Hideaway war genau das, was sein Name andeutete: ein Zufluchtsort, buchstäblich eine Zuflucht für die Männer und

Frauen, die dort regelmäßig verkehrten. Das Lokal war in gleicher Weise ein Club wie ein Seniorenzentrum, wie ein Ort, an dem man Alkohol zu sich nahm, Sorgen ertränkte und kleine Siege feierte. Der größte Teil der Stammkundschaft war über fünfzig und kam schon seit Jahren hierher oder hatte zumindest schon lange Zeit in der Umgebung gelebt – Pensionäre und Beinahe-Pensionäre, Witwen und Witwer, Einzelgänger und Außenseiter; die Kranken und Vergessenen, die Ehemaligen und die Niemaligen. Sie kamen hierher und suchten die Gesellschaft anderer, die waren wie sie, und weil es ein Ort in der Nähe war, wo sie der Einsamkeit und der Enttäuschung ihres Lebens entfliehen konnten. Deshalb tolerierte man Außenseiter, Gelegenheitsgäste, ermutigte sie aber nicht: Sie stellten eine Bedrohung dar für das labile Gleichgewicht der Zuflucht, erinnerten an die gleichgültige Welt draußen, der die Stammgäste zu entkommen suchten.

Das Hideaway war eine alte Kneipe, die unter ihrem gegenwärtigen Namen schon mehr als vierzig Jahre im Geschäft war. Jetzt gehörte sie der Witwe Sam Delaneys, des Mannes, der ihr den Namen Hideaway gegeben hatte. Es ging ihr gesundheitlich nicht besonders gut, und einige der Stammgäste befürchteten, ihre Verwandten würden, wenn sie einmal starb, das Lokal verkaufen, und die neuen Besitzer würden es dann schließen – eine Katastrophe für sie. Es gab andere Bars in der Umgebung, aber nicht in der unmittelbaren Nachbarschaft, und keine war so wie das Hideaway. Wenn es das Hideaway nicht mehr gab, würden einige dieser Leute verloren sein. Mehr als einer von ihnen, dachte ich, würde seine Schließung nicht lange überleben.

Was die Ausstattung anging, so war an dem Lokal nichts Besonderes. Einfach ein rechteckiger Raum mit hoher Decke, schlecht beleuchtet und muffig, mit dem Geruch nach Alkohol und Tabak, Salzwasser und Alter und den Ausdünstungen all der Leute, die es seit mehr als einem halben Jahrhundert zu ihrem zweiten Zuhause gemacht hatten. Eine lange Bar zur Linken, wenn man hereinkam; ein halbes Dutzend abgenutzter Tische und Stühle und eine lange Polsterbank an der rechten Wand; vier Nischen mit niedrigen Trennwänden in der rechten Ecke, zwei an der hinteren Wand und zwei an der Seitenwand. Altes Linoleum auf dem Boden, an einigen Stellen so abgetreten, daß man darunter die dunklen, eingeölkten Dielen sehen konnte.

Als ich das erstmal hierhergekommen war, kurz nach Neujahr,

war mir das Hideaway wie eine düstere, unfreundliche Bar vorgekommen. Doch die Alten und vom Leben Enttäuschten kamen nicht hierher, um zu klagen oder Bitterkeiten auszutauschen oder mürrisch herumzusitzen und darauf zu warten, dem Sensenmann die Hand zu schütteln. Die meisten waren vitale Leute; sie brachten ihre Hobbys, ihre Ansichten und ihre Einsichten mit hierher und teilten sie freimütig mit den anderen. Es gab hier Traurigkeit und ein Gefühl für Tragik, aber dann gab es auch Gelächter und Freude – und eine Art von Wärme und menschlicher Gemeinschaft, die ich beneidenswert fand.

Über jeder der beiden Nischen an der hinteren Wand hing eine Deckenlampe mit einem grünen Lampenschirm. In einer der Nischen saß jetzt ein pensionierter Beamter namens Harry Briggs und spielte mit dem fetten, bedrückend scheuen vierzigjährigen Douglas Mikan Schach, dem jüngsten der Stammgäste, der von seiner ihn übermäßig verwöhnenden Mutter gerade genug Geld geerbt hatte, um nicht arbeiten zu müssen. Sie spielten oft und gut und nahmen ihr Spiel sehr ernst; während der Partie wechselten sie kaum ein Wort. In der anderen Nische saß Peter Vandermeer und las mit großer Konzentration irgendein Pamphlet. Er war beinahe achtzig, dünn und sehnig. Früher hatte er bei der Cable-Car-Gesellschaft gearbeitet, jetzt war er Amateurchistoriker und kannte wahrscheinlich mehr obskure Einzelheiten über die Geschichte Kaliforniens im allgemeinen und die Geschichte San Franciscos im besonderen als die meisten Universitätsprofessoren. Vor ein paar Abenden hatte er mehr als zwanzig Minuten damit verbracht, mir mehr, als ich je darüber wissen wollte, über die Panama-Pazifik-Ausstellung von 1915 zu erzählen.

Der einzige Gast an der Bar war Ed McBee, ein Hafenarbeiter, dessen Frau vor nicht allzulanger Zeit gestorben war. Drüben an den Tischen saß Charlie Neale, der seit irgendeinem Betriebsunfall in einem Industriebetrieb ein verkrüppeltes rechtes Bein hatte. Und Kate und Bob Johnson, die verschiedenen politischen Parteien angehörten und allem Anschein nach den größten Teil ihres Ehelebens damit verbracht hatten, über Politik zu streiten. Annie Stanhope, die unentwegt strickte und dabei riesige Mengen Dry Sherry trank, der aber nie irgendeine Wirkung bei ihr zu haben schien. Und Frank Parigli, der als Nachtwächter tätig war und die Vormittage damit verbrachte, die Ocean Beach nach Treibholz und Muscheln abzusuchen; sein Steckenpferd war es, Collagen herzustellen, die er an Andenkenläden für Touristen

verkaufte. Und Lyda Isherwood, groß und laut, mit einer lauten Stimme und einer noch lauterem Lache; sie behauptete, sie hätte einmal ein Hurenhaus in Nevada geführt (was ihr offensichtlich niemand glaubte). Sie erzählte schlüpfrige Geschichten in einer erstaunlichen Vielfalt von Akzenten und Dialekten. Es gab auch noch andere, einige, deren Namen ich erfahren hatte, und einige, über die ich gar nichts wußte. Aber ihre Gesichter waren mir jetzt alle vertraut, und obwohl ich unter falschem Namen und falscher Flagge hier hereingesegelt war und mein Leben in einer weiteren Woche keine Verbindung mehr zu dem ihren haben würde, empfand ich eine seltsame Art der Zugehörigkeit. Wenn ich hier leben würde statt in Pacific Heights, wenn es Kerry – und in geringerem Maße auch Eberhardt – nicht gäbe, wäre das der Ort und wären das die Leute, zu denen ich mich hingezogen fühlen würde.

Kerry. Ich warf einen weiteren Pfeil – etwas zu heftig. Und dabei dachte ich: Ich *habe* sie doch jetzt gar nicht, oder? Und was ist, wenn diese Geschichte mit ihrer Mutter noch schlimmer wird und sich in die Länge zieht?

Draußen, irgendwo in der Nähe, war das plötzliche Quietschen von Autoreifen auf dem Asphalt zu hören, das Crescendo und dann Wiederabschwellen eines mit hoher Geschwindigkeit vorbeifahrenden Wagens. Macht wirklich Spaß, in einer solchen Nebelnacht Auto zu fahren, dachte ich. Und vergaß es gleich wieder. Aber nicht lange.

Etwa eine Minute war verstrichen, als die Kneipentür aufflog. Ich spürte den eisigen Atem der Nacht – und sah zu, wie Nick Pendarves seinen Auftritt hatte.

Pendarves war ein großer schlaksiger Mann Mitte Fünfzig, ein paar Jahre jünger als ich. Er trug sein übliches graues Arbeitshemd und graue Arbeitshosen und ein grau-schwarz kariertes Jackett, aber er wirkte nicht grau; wenn man an ihn dachte, dachte man eher an »rostig«. Er hatte rostfarbenes Haar, eine Stimme, die so klang, als wäre sie korrodiert, und er bewegte sich langsam und ruckartig, als brauchten all seine Gelenke Öl – wie eine blecherne Spielzeugfigur, die man zu lange im Freien gelassen hatte. Aber heute war irgend etwas anders mit ihm; ich sah das sogar aus der Ferne, und das alarmierte mich sofort. Seine Bewegungen waren schneller als sonst, und er achtete überhaupt nicht auf die anderen Stammgäste, als er die Bar entlangging. Er lehnte sich zwischen zwei Hockern schwer gegen den Tresen, als brauchte er eine Stütze.

Ich ging zu ihm rüber. Als ich nahe genug bei ihm war, konnte ich sehen, daß sein faltiges Gesicht blaß war, daß in seinen Augen das Feuer bitterer Wut flammte. Er schenkte mir keine Beachtung, als ich mich auf einen der Hocker neben ihm schwang.

»Bourbon«, sagte er zu Max. »Einen doppelten.«

Max legte den Kopf etwas zur Seite, das war für ihn der Ausdruck größter Überraschung. Pendarves war ebenso wie ich Biertrinker; ich hatte ihn seit drei Wochen nichts anderes bestellen hören.

»Nun? Worauf zum Teufel wartest du denn?«

Ich sah Max zu, wie er sich an die Arbeit machte, während Pendarves sich mit unsicheren Händen eine Pall Mall ohne Filter anzündete. Dann fragte ich: »Was ist denn los, Nick? Sie sind ja ganz aufgeregt.«

»Dieser Dreckskerl wollte mich überfahren«, sagte er, ohne sich zu mir umzudrehen.

»Wer?«

»Mich wollte er umbringen, Herrgott!«

»Wann? Gerade eben?«

»Er tauchte ganz einfach aus dem Nichts auf, als ich über die Straße ging. Hat mich bloß um ein paar Zentimeter verfehlt. Wenn ich nicht weggesprungen wäre . . . Herrgott!«

Max stellte ihm den Doppelten hin. Pendarves kippte ihn wie Wasser hinunter und fuhr sich dann mit dem Handrücken über den Mund. Seine Augen glühten.

»Junge Leute?« fragte Max.

»Junge Leute, daß ich nicht lache. Irgend so 'n Kerl ohne Scheinwerfer. Absichtlich hat er das gemacht. Ist richtig auf mich zugeschossen.«

»Wer würde denn so was tun?« fragte ich.

»Thomas Lujack.«

». . . Ist das der, gegen den Sie ausgesagt haben?«

»Genau der. Yeah.«

»Und Sie sind sicher, daß er es war?«

»Na klar.«

»Also haben Sie ihn diesmal deutlich gesehen?«

»Dafür war's zu dunkel. Aber das war schon Lujack – wer zum Teufel sollte es denn sonst gewesen sein? Der hat versucht, mich umzufahren, so wie seinen Partner. Nun, mit mir macht er das nicht.«

Max sagte: »Ruf die Bullen, Nick.«

»Zum Teufel mit den Bullen.«

»Und wenn er es wieder versucht?«

»Ich sorg schon dafür, daß er das nicht noch mal probiert.«

»Wie denn?«

»Das ist meine Sache.«

»Ich würde das der Polizei überlassen«, sagte ich.

»Zum Teufel mit den Bullen«, wiederholte Pendarves. Er hatte den Kopf gesenkt, und sein Gesicht war so angespannt, daß es nur aus Muskeln und Nerven zu bestehen schien. Er rauchte seine Pall Mall mit schnellen, tiefen Zügen, so als versuchte er, sie so rasch wie möglich wegzubrennen.

Nach einer Weile fing er an, mit sich selbst zu reden. »Rivas . . . yeah, das ist es. Ich muß aufpassen, daß dieser Dreckskerl mich in Frieden läßt. Der und sein Bruder.«

»Wer ist Rivas?«

Keine Antwort. Das, was von seiner Zigarette übriggeblieben war, verbrannte ihm die Finger, und er sagte »Scheiße!« und drückte sie wild aus.

»Nick, wer ist Rivas?«

Der plötzliche Schmerz hatte ihn in die Realität zurückgebracht. Sein Kopf fuhr zu mir herum, und seine Augen erfaßten mich das erste Mal. »Canino«, sagte er, »was zum Teufel schnüffeln Sie hier herum?«

»He, ich wollte doch nur helfen . . .«

»Behalten Sie Ihre Fragen für sich.« Er schüttelte sich, so wie man sich schüttelt, wenn einem plötzlich kalt ist. »Max, noch einen Doppelten.«

»Geht in Ordnung.«

Eine andere Stimme, scheu und stockend, sagte: »Nick . . .«

Pendarves fuhr herum. Als ich seinem Blick folgte, sah ich Douglas Mikan ein paar Schritte entfernt dastehen und an seinem Krawattenknoten herumfingern.

»Was willst *du* denn?«

»Ich . . . wollte nur sehen . . . ob du . . .«

»Laß mich in Ruhe, du fetter Knilch.«

Mikan zog sich zurück und starrte Pendarves an wie ein junger Hund, den man getreten hat. Die anderen Stammgäste starrten ihn jetzt ebenfalls an. Jegliches Gespräch war verstummt.

»Was starr'n mich denn alle so an?« fragte er.

Ganz unten an der Bar sagte Ed McBee: »Laß das nicht an uns aus, Nick, wir steh'n auf deiner Seite.«

»Yeah.«

»Sag der Polizei Bescheid, das ist ein guter Rat . . .«

»Halt du dich da raus, Ed, ja? Ihr alle. Kümmert euch um eure eigenen Angelegenheiten und laßt mich in Ruhe.«

Er drehte sich wieder zur Bar, als Max ihm seinen zweiten Doppelten hinstellte. Er kippte ihn genauso schnell wie den ersten, stieß sich dann von der Theke ab, stelzte mit seinem Verrosteten-Gelenke-Gang zur Tür und verschwand in die Nacht.

Ich blieb noch etwa zehn Sekunden, wo ich war. Dann schüttelte ich den Kopf und sagte: »Ach, was soll's«, als hätte ich vom Bier und vom Herumhängen in Bars genug. Ich stand auf und folgte Pendarves.

Er war bereits am Ende des Häuserblocks und überquerte gerade die Taraval – ganz vorsichtig, sah nach links, nach rechts, nach links und wieder nach rechts. Ich ging in die gleiche Richtung, aber auf der anderen Straßenseite. Ich sah, wie er in seinen Wagen stieg, einen zerbeulten alten Plymouth Fury mit herunterhängender linker Stoßstange; hörte den Anlasser mahlen, als ich über die 47th Avenue eilte. Ich war noch dreißig Yards von meinem Wagen entfernt, als er aus der Parklücke bog, noch zwanzig, als er viel zu schnell in die 47th einbog und nach Norden fuhr.

Jetzt rannte ich, die Schlüssel in der Hand. Ich brauchte weniger als fünfzehn Sekunden, um die Tür aufzuschließen, den Wagen anzulassen und quer über die Straßenbahnschienen auf der Straße zu wenden. Als ich in die 47th einbog, war der Plymouth schon zwei Blocks entfernt und näherte sich der Kreuzung mit der Rivera Street. Jetzt blitzten die Bremslichter blutig im Nebel auf, und Pendarves bog nach rechts in die Rivera. Ich beschleunigte, um aufzuholen – aber die Mühe hätte ich mir sparen können. Zwei Blocks weiter östlich hatte der Plymouth seine Fahrt bereits wieder verlangsamt und bog neben einem verwitterten gelbbraunen Eckhaus in eine unkrautüberwucherte Einfahrt. Das Haus gehörte Pendarves. Allem Anschein nach zog es ihn also nach Hause.

Er ließ den Wagen in der Einfahrt stehen, statt ihn in der baufälligen Garage zu verstauen, die sich am hinteren Rand seines Grundstücks duckte. Ich fuhr an dem Grundstück vorbei, als er durch eine Tür zwischen der Garage und dem Haus verschwand. In der nächsten Straße wendete ich erneut, fuhr an den Bordstein und schaltete die Scheinwerfer aus. Von hier aus

konnte ich die nebelverhangene Vorderseite seines Hauses und den finster in der Einfahrt kauernenden Plymouth sehen.

Kurz darauf gingen die Lichter im Haus an und blieben eingeschaltet. Ich wartete zwanzig Minuten: Pendarves kam nicht wieder heraus. Was auch immer er mit Thomas Lujack vorhatte, heute nacht würde er es jedenfalls nicht tun.

Na schön. Das stand also auf der Warteliste. Und was den Rest anging . . .

Drei Wochen lange hatte ich mich im Hideaway um Pendarves gekümmert, dem einzigen öffentlichen Lokal, das er mit einiger Regelmäßigkeit besuchte, hatte mich bemüht, irgendwelche nützlichen Informationen aus ihm herauszuquetschen. Und jetzt begann die Mühe sich allmählich auszuzahlen. Das war sogar die erste wirkliche Chance, die Eberhardt und ich seit Aufnahme unserer Ermittlungen überhaupt hatten. Das Problem war nur, daß das in mehr als einer Hinsicht die Anzeichen einer Katastrophe in sich barg. Wenn Thomas wirklich heute nacht versucht hatte, Pendarves zu überfahren, dann war das das Aus für uns.

Thomas Lujack war unser Mandant.

Und wir waren bereits darum bemüht, seine Unschuld in einem Fall von Fahrerflucht mit Todesfolge zu beweisen.

2

Ehe ich meine Wache vor Pendarves' Haus beendete, versuchte ich über Autotelefon Thomas Lujack zu erreichen. Ich wollte hören, was er über den Vorfall heute nacht zu sagen hatte, wollte ihn vor Pendarves warnen. Außerdem wollte ich auch feststellen, ob er zu Hause war, denn wenn ja, dann war er nicht derjenige, der versucht hatte, Pendarves zu überfahren. Um aus diesem Teil San Franciscos zu seinem Haus in den Bergen von San Carlos in einer knappen halben Stunde zu gelangen, hätte es schon eines Berufsrennfahrers bedurft.

Niemand meldete sich.

Das gefiel mir auch nicht sonderlich.

Es war nach zehn, als ich mein Haus in Pacific Heights erreichte. Heute wirkte die Wohnung irgendwie leer und unbehaglich – wohl eine Reaktion auf meine Stimmung. Und auf die Tatsache,